Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 2 (1859)

Artikel: Die Knabengesellschaft in Zürich in den Jahren 1809-1813
Autor: Meyer, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984908

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Knabengesellschaft

in Zürich

in den Jahren 1809—1813.

Von

Wilhelm Meyer.

Vorwort.

Dieſe von dem ſeligen Gerold Meyer von Knonau beabſichtigte und mit Liebe vorbereitete Schilderung konnte leider von ihm nicht mehr ausgeführt werden. Auch reicht das vorhandene ſchriftliche Material, ſo unermüdlich und ſorgfältig er auch im Sammeln war, nicht aus, die Arbeit in demjenigen Umfang und der Vollendung zu geben, auf welche nach ſeinen Notizen zu ſchließen dieſelbe berechnet war. Das beſte Material hatte er, wie es ſein muß, im Kopfe, und das iſt nun verloren. Dennoch wird von einem ſeiner Freunde, deſſen er eben mit Beziehung auf dieſe kleine Arbeit noch auf dem Sterbebette freundlich gedachte, der Verſuch unternommen, dieſelbe in kleinerm Umfang durchzuführen. Eine weſentliche Veränderung erleidet dieſe Schilderung nothwendigerweiſe dadurch, daß der jetzige Verfaſſer ſelbſt Mitglied der gefeierten Geſellſchaft war. In den angeführten Umſtänden mag auch die Flüchtigkeit der Arbeit bei dem geneigten Leſer ihre Entſchuldigung finden.

Um die Neujahrszeit von 1809 erhob ſich während einer Schulſtunde in der vierten Klaſſe der damaligen Bürgerſchule (Realſchule) in den vordern Reihen ein Geflüſter: „Es gibt eine Knabengeſellſchaft und ich und du, und der A und B u. ſ. f. kommen dazu, es ſind ſechszehn und dann kommen jedesmal zwei Herren oder Lehrer" — „Was, Lehrer?" warf einer bedenklich dazwiſchen. „Ja, aber es iſt nur zum Luſtigmachen." Wie man dann die Neuigkeit nach Hauſe brachte, ſo war man verwundert, ſie bei den Eltern bereits bekannt zu finden. Von wem die Sache ausgegangen war, das bekümmerte uns wenig. Wir begnügten uns mit der Thatſache, daß man am nächſten Donnerſtag Abends vier Uhr auf der Safran zuſammenkomme und dann wieder je nach vierzehn Tagen. So fand man ſich alſo ein, und es erſchienen Herr Pfarrer Ludwig Meyer, damals franzöſiſcher Prediger (in ſpäterer Zeit Leutprieſter am großen Münſter) und Herr Helfer Heß, der noch lebende Pfarrer zu Predigern. Die erſte Arbeit war, daß man ſich um den Tiſch ſetzte und daß jedem ſeine Portion Aepfel und Brod ausgetheilt ward. Die Herren ſelbſt genoſſen nichts, für ſie waren nur weiße Pfeifen bereit, aus welchen ſie ihren eigenen Tabak rauchten. Dann wurden verſchiedene zum Theil uns neue Spiele vorgenommen, als:

Seht alle auf den Tisch
Und nicht auf mich,
Der Lunzi kommt, der Lunzi kommt,
Er wird euch schon belauern, belauern,
Hau zu, wer ihn hat!

Dazwischen wurde geruhet und man las uns eine schöne und lustige Geschichte vor. Und ehe wir es ahnten schlug es acht Uhr und waren wir entlassen. Wir konnten den zweiten Donnerstag kaum erwarten und verwunderten uns, daß man uns nicht alle acht Tage zusammenkommen lasse, denn daß das Vergnügen für die Herren mindestens so groß sei als für uns, schien uns selbstverständlich. Endlich kam der ersehnte Abend und dießmal leiteten unsere Spiele, unter andern die mit großem Beifall von uns aufgenommenen Pantomimen, die Herren Hottinger, der noch lebende Professor, und Heinrich Schultheß, der verstorbene Lehrer am Waisenhause. So gingen nun die Versammlungen regelmäßig fort. Einmal setzte uns das Erscheinen eines ältern Mannes in Verwunderung, des Herrn Salomon Pestalozzi zum Steinbock. Von unsern Vorstehern wurde derselbe ehrerbietig empfangen und wir Knaben sämmtlich diesem Herrn vorgestellt, welcher dann jedem von uns ein freundliches oder neckendes Wort sagte. Dieses Ereigniß ließ uns ahnen, daß über unsern „Herren" noch höhere im Hintergrunde stehen. Da trat der Frühling ein, am Sechseläuten rückten wir bewaffnet aus und schieden uns in zwei Theile. Der eine Theil vertheidigte den Paß zwischen dem Sihlkanal und der Brandschenke,

welcher vom Feind erstürmt wurde. Von da zog man auf das Malergütli (an dessen Stelle jetzt das Landhaus zum Freudenberg steht), bei dessen Belagerung Herr Pfarrer Meyer als Parlamentair von einem mit den Kriegsgebräuchen unbekannten Neuling einen Schuß hinter die Ohren bekam, so daß ihm zu unser Aller Entsetzen einige Blutstropfen über die Wange liefen. Der herzgute Mann hatte aber nichts eiligeres zu thun, als sich für den Pardon des Sünders zu verwenden, welcher auch nach zwei Minuten Arrest sich wieder in Reih und Glied am Tisch bei Wurst und Wein einstellen durfte. In der Wiese wurde ein Feuer angezündet, und einer der „Herren" sprang über dasselbe unter allgemeiner Bewunderung der Zuschauer. Den Sommer hindurch wurden die Gesellschaftsabende ebenfalls inne gehalten, bei gutem Wetter zog man nach dem Zürichberg oder dem ehemaligen botanischen Garten, oder auf irgend einen der Lehenhöfe des Spitals oder des Staats in der Umgegend, wo man bei dem Lehenmann Milch und Brot, oder auch Most, und nur, wenn nichts anderes zu haben war, Wein auftischen ließ.

In der Sommerszeit trat im Personal unserer freundlichen Aufseher ein größerer Wechsel ein. Neben den bisher von uns gekannten erschienen zuweilen Doktor Römer († 1819), Dr. Schinz, der nachmalige Oberamtsschreiber Köchlin (†), Pfarrer Hs. Jakob Meyer, Pfarrer Germann u. a. m., besonders aber Herr Henri Meyer (Bruder des Pfarrer Ludwig), welcher dem Kaufmannsstand angehörte. Diese beiden Brüder und Herr Hot-

tinger waren in unſern Augen die wahren Träger der Geſellſchaft.

Es iſt zum Bewundern, welche Mannigfaltigkeit unſere Vorſteher in die Spiele zu bringen wußten. Selten vergieng ein Abend, da nicht irgend etwas neues oder eine Abwechslung eintrat. Einmal bildeten wir zwei mit leichten Ruthen bewaffnete Parteien, von denen die eine das Sihlhölzchen vertheidigen, die andere dasſelbe angreifen ſollte. Schon in der Stadt giengen die erſtern voraus, um ihre Stellung einzunehmen. Das thaten ſie, ſandten Patrouillen aus, umſonſt, kein Feind war ſichtbar. Dieſen führte inzwiſchen Herr Hottinger über die Brandſchenke und den ſteinernen Tiſch an den Sihlkanal. Daſelbſt hatte nämlich Herr Hottinger früher einen Laufſteg für Arbeiter entdeckt, welcher zu dem Rechenhag hinüberführte, der damals den Kanal von der wilden Sihl trennte. Auf dieſem aus horizontal liegenden Brettern gebildeten Hag konnte man ſeitwärts ſchreitend ohne Gefahr an die obere Landſpitze des Sihlhölzchens gelangen und erſchien ſo ganz unerwartet im Rücken der feindlichen Stellung.

Bei den größern Spaziergängen im Sommer kamen wir im Geſpräche mit unſern Herren allmälig auf die Spur, woher eigentlich unſere Geſellſchaft entſtanden und was ihre Beſtimmung ſei. Es habe nämlich ſchon vor der Revolution in den Achtziger-Jahren, für uns junge Zuhörer im Jahr 1809 gleich bedeutend mit einer uralten Zeit, ſchon eine ſolche Knabengeſellſchaft beſtanden und am Bächtelitag ſei von dieſer ein vaterländiſches Schauſpiel

aufgeführt worden, wie Karl von Burgund oder Hans von Landenberg, in welchen unser Lehrer Herr Kaspar Hardmeyer herrlich gespielt habe (woran niemand zweifeln wird, der sich des schönen ernsten Mannes erinnert). Aber schon vor der Revolution sei jene ältere Knabengesellschaft untergegangen.

Nun bestehe seit längerer Zeit eine respektable Gesellschaft, welche im Stillen viel Gutes thue, und welcher das Platanengütchen gehöre. Sie heiße die „moralische Gesellschaft" und es seien dabei verschiedene ältere Herren. Diesen haben wir die Herstellung der Knabengesellschaft zu verdanken und wenn wir uns artig betragen, so werde es nach ein Paar Jahren vielleicht möglich werden, auch durch uns ein vaterländisches Schauspiel aufführen zu lassen. Jetzt war uns die Sache klar: Unsere Bestimmung ist Komödie zu spielen, und unsern Ursprung verdanken wir der moralischen Gesellschaft.

Schon im folgenden Winter hofften wir auf eine solche Komödie und wurden auch auf eine eingeübt. Dieselbe befindet sich in Weiße's Briefwechsel des Kinderfreundes, enthält lauter Knabenrollen und war sonst in jeder Hinsicht für uns passend. Der Gegenstand ist die Züchtigung eines Großsprechers. — Es traten aber der Aufführung dieses Stückes Hindernisse entgegen, oder man fand uns noch nicht tüchtig genug, kurz, sie unterblieb. Aber schon die Einübung hatte uns viel Freude gemacht. Einigen mußte man noch erklären, daß sie die eingeklammerten Worte „für sich" oder „geht ab" nicht hersagen müssen.

Im Spätjahr 1810 erſchien Hottingers Winkelried und wurde in Zug von der Schuljugend aufgeführt. Dieß gab die Veranlaſſung zu der erſten Reiſe unſerer Geſellſchaft nach Zug über den Albis und zurück über Horgen. Die Pracht dieſer Aufführung, bei welcher eine eidgenöſſiſche Armee von etwa vierzig Mann auf der Bühne erſchien, iſt uns noch in lebhaftem Andenken, und beſonders gefiel uns, daß die Panner der vier Orte alle ſo ſteife Vierecke waren, wie ſie in den alten Kupferſtichen vorkommen. Hingegen fiel uns auf, daß man ſagte, die Hauptrolle ſei Sauter der Sänger. Und doch heißt das Stück Winkelried, und dieſer iſt der Held und hat für das Vaterland das Leben eingebüßt, und ſoll jetzt nicht die Hauptrolle ſein. Das blieb uns unbegreiflich.

Bald entſtand eine zweite jüngere Klaſſe der Knabengeſellſchaft, welche jeden andern Donnerſtag als den unſerigen zuſammenkam. Am Sechſeläuten und an dem Nachmittag des Knabenſchießen ſtießen für die militäriſchen Ausflüge beide Klaſſen zuſammen und wurden auch noch durch andere Zugezogene verſtärkt, ſo daß wir mit 15 bis 20 Köpfen auf jeder Seite ganz artige Plänklergefechte ausführen konnten. Hier wurde dann die Aufſicht verdoppelt, und mehrere unſerer damaligen Artillerieoffiziere, Finsler, Heidegger, Nüſcheler u. a. betheiligten ſich bei derſelben. Auf drei Knaben war wohl ein Aufſeher und dieſe ermahnten ſich gegenſeitig, auf die Gewehrläufe Acht zu haben, ob nie ein Ladſtock beim Anſchlagen

herausſchaue oder beim Stoßen der Ladung zu hoch hervorſtehe. Aller Vorſicht ungeachtet gieng doch etwa einmal ein Ladſtock verloren, ſo dem Schreiber dieſes, dem er aber, wie er damals meinte, wahrſcheinlich beim Fliehen aus — der Hand fiel. Jedenfalls durfte man ſich glücklich ſchätzen, daß die Sache ſtets ohne Unfall ablief, beſonders da die Gewehre zum Theil von bedenklicher Beſchaffenheit waren. Zuweilen gab es zum Schluſſe noch ein kleines Feuerwerk.

Abermals war im folgenden Winter von einer Komödie die Rede, und wir begannen einzelne Partien des Winkelried einzuüben. Das darin vorkommende Lied ſangen wir einſtweilen nach der Weiſe: Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.

Im Herbſt 1811 machten wir eine Fußreiſe nach Schaffhauſen und kamen am erſten Tage über Winterthur nach Andelfingen. Unterweges ſagte man uns, es müſſe jeder eine Reiſebeſchreibung machen. Deßwegen kauften einige in Andelfingen beim Schulmeiſter Bleiſtifte. Er hatte engliſche um 4 Schillinge, halbengliſche um 2 Schillinge und ordinäre um 1 Schilling. Am zweiten Tage ſahen wir den Rheinfall und die Merkwürdigkeiten Schaffhauſens und am dritten fuhren wir auf dem Rhein über Rheinau, wo wir das Kloſter beſichtigten, nach Egliſau und von da zogen wir, nicht ohne in Kloten eingekehrt zu haben, nach Hauſe. Die meiſt ſehr kurz gefaßten Reiſebeſchreibungen boten hernach auch Stoff zur Unterhaltung dar. Mit beſonderer Sorgfalt waren von Einigen die

Aushängschilder aller Wirthshäuser aufgezeichnet worden, so daß ihre Reisebeschreibung dem Verzeichniß einer Menagerie nicht unähnlich war.

Jetzt aber ward es mit der Komödie einmal Ernst. Die beiden Klassen der Knabengesellschaft und einige der Zuzüger, so hießen diejenigen, welche am Sechseläuten, Knabenschießen und auf den Reisen die Gesellschaft verstärkten, wurden für diesen Zweck vereinigt und die Rollen wie folgt vertheilt.

Ein Zürcherscher Theaterzedel
vom Bächtelitag 1812.

Arnold Winkelried,

ein vaterländisches Schauspiel von Jakob Hottinger, aufgeführt von der Knabengesellschaft in Zürich den 30. Dezember 1811 und den 2. Januar 1812.

Prolog gesprochen von Heinrich Ulrich † 1817.

Personen:

Leopold, Herzog von Oesterreich		Heinrich Blaß.
Ochsenstein	österreichische Edle	Caspar Schultheß † 1841.
Mülinen		Ferdinand Meyer † 1840.
Hasenburg		Wilhelm Ott.
Steinach		Caspar Hirzel.
Gundoldingen, Schultheiß von Luzern		David Schultheß † 1824.
Winkelried		Jakob Finsler.
Silinen		Jakob Schultheß † 1854.

Eppo, ſein Enkel	Mathias Schinz.
Der Schultheiß von Sempach	Jakob Cramer.
Sauter	Heinrich Ulrich †.
Dürr, Hauptmann der Zürcher	Conrad Wyß jünger.
Gottfried Müller	Johannes Peſtalutz † 1847.
Grüninger, Stagel } Zürich	Friedrich Meyer.
	Wilhelm Meyer.

Im erſten Akte:

Bürger	Caſpar Schinz † 1832.
	Friedrich Keller.

Im zweiten Akte:

Bürger	Leonhard Hirzel † 1832.
	Felix Orell.

Im dritten Akte:

Schildwachen	Caſpar Schinz †.
	Wilhelm Meyer.
Soldat	Hans Ziegler.

Im vierten Akte:

Schweizer im vierten Auftritt	Leonhard Hirzel †.
Schweizer im neunten Auftritt	Georg Finsler.

Nachſpiel:

Die Ueberraſchungen.

Gerlach, Amtmann	Jakob Finsler.
Auguſt, ſein Sohn	Adolf Heß † 1826.
Ernſt	Caſpar Ott.
Hiller, Amtsſchreiber	Heinrich Ulrich †.
Peter, Bedienter	Wilhelm Meyer.

Dieser Theaterzedel, der hier zum ersten Mal gedruckt erscheint, gehörte schon damals als Manuscript zu den Seltenheiten, aber nicht gerade zu den gesuchten, da das Publikum alle diese Akteurs, obschon sie zum ersten Male auftraten, leicht erkannte, oder wenn man im ungewissen war, auf die Frage: Wer ist der? vom Nachbar rechts oder links oder vorne oder hinten mit vernehmlicher Stimme den Aufschluß erhielt: Einer aus dem grünen Schloß, oder: einer ab dem Rain, oder: einer von Stadelhofen u. s. f. Und so wird es auch unsern Lesern nicht schwer fallen, die noch am Leben befindlichen in ihrer jetzigen Gestalt zu erkennen. Den Verstorbenen haben wir ein † beigesetzt und dabei die Entdeckung gemacht, daß von dem ganzen Rudel Jungen gerade die, welche von unsern verehrten Leitern als die Nichtsnutzigen bezeichnet wurden, es nun bereits auf das sechzigste Lebensjahr gebracht haben und jetzt als ehrbare und, wo es noch angeht, gestrenge alte Herren florieren. Der Hingeschiedenen sei noch mit einem kurzen Worte gedacht. Heinrich Ulrich, Sohn des frühern Taubstummenlehrers und nachmaligen Oberrichters Johann Conrad Ulrich, verband mit ausgezeichneten Talenten einen so liebenswürdigen Charakter, daß sich keiner seiner Jugendfreunde erinnern dürfte, mit ihm je in Zwiespalt gerathen zu sein. So wurde er auch, wenn es unter den Andern Streitigkeiten gab, in der Regel als Schiedsrichter angerufen. Von Kindheit auf an das Geberdenspiel mit Taubstummen gewöhnt und mit einer lebhaften Phantasie begabt, war er schon als Knabe im deklamatorischen

Vortrag ausgezeichnet. Obſchon ſein Aeußeres eben nicht vortheilhaft war, ſo verliehen ihm doch der Ausdruck des Auges und das Freundliche der Sprache etwas Gewinnendes. Ins Jünglingsalter tretend, warf er ſich mit Feuereifer auf Studien aller Art, allein kaum 20 Jahre alt ſtarb er an der Schwindſucht. Ein eben ſo ſanfter und liebenswürdiger Charakter, obſchon mehr ſtillen Liebhabereien im Künſtlergebiet zugethan, war Adolf Heß, welcher nach kaum vollendeten Studien aus Deutſchland zurückgekehrt, ſeinen Freunden durch den Tod entriſſen wurde. Sehr früh ſtarb auch David Schultheß (Sohn des beim Bombardement 1802 ums Leben gekommenen Diakons). Dieſer war als Knabe für ſein Alter lange Zeit ſehr klein und hatte eine merkwürdig tiefe Stimme, daher er ganz gut den alten Mann ſpielen konnte. Nächſt Ulrich galt er unter uns für den beſten Deklamator. In der Schule der Noth aufgewachſen, hatte er trotz ſeiner angebornen muntern Laune mit den Eindrücken der Außenwelt oft ſchwere Kämpfe zu beſtehen. In Leipzig, wo er eine Anſtellung als Geiſtlicher gefunden, trafen wir ihn im Dezember 1823 in heiterer Stimmung und wenige Wochen ſpäter vernahmen wir ſeinen Hinſchied. Das mittlere Mannesalter haben erreicht Caſpar Schultheß und Johannes Peſtalutz, beide Kaufleute und beide dem ſchönen Kreis der von Oberſt Salomon Hirzel aufgezogenen Artillerie-Offiziere angehörend, beide auch von liebenswürdigem Charakter und mit vielen ſchönen Kenntniſſen geziert. Jakob Schultheß iſt als Pfarrer im Kanton Aargau geſtorben; von Ferdinand

Meyer, dem im Jahr 1840 verstorbenen Regierungsrath, hat ein Neujahrsblatt den Nekrolog gegeben; Leonhard Hirzel, Doktor der Medizin und Prosektor der Anatomie, starb nach kurzer Bekleidung dieser Stelle, wenn wir nicht irren, als Opfer seiner Berufstreue; Caspar Schinz ist der nachmalige Historienmaler und Kupferstecher, als Knabe unser Zeichner, Anordner von Verkleidungen und Verfertiger von Luftballons, voll munterer Einschläge und daher eine unserer Hauptpersonen im Rathe der Vertrauten.

Es wären aber noch andere Mitspielende anzuführen, deren Rolle, wenn sie auch nicht auf dem Zedel stand, so wichtig war als diejenige der Genannten, namentlich der Tambour und der Pfeifer, noch lebende geistliche und gelehrte Herren, und die tapfern Mannschaften, welche wegen Mangel an Volk nach Umständen im eigenen oder feindlichen Heere dienten, wie dieß schon an einigen der Genannten beim Lesen jenes Schauspiels bemerklich sein wird.

Das Theater.

Dasselbe war aufgeschlagen in dem großen Saale der Safranzunft; die Bühne, welche den hintern Raum des Saales einnahm, gieng bis zum zweiten Seitenfenster vor; von der Thüre lief um den Ofen herum und der Seite nach zur Bühne ein schmaler Zugang für die Spielenden, dieser war von dem Parterre mit einer dünnen Latte oder einem Seil geschieden und diente zugleich als Ruhe- und Sammelplatz für die Spielenden, da der Raum hinter den

Kouliſſen für ſie zu beſchränkt war. Dem Publikum war dadurch Gelegenheit gegeben, die Kleidung der Spielenden in der Nähe zu ſehen und ſich mit ihnen zu unterhalten. Den übrigen Theil des Saales nahmen die Plätze für das kleine Orcheſter und die Zuſchauer ein, deren nahe an dreihundert waren. Das muß eine ſchöne Auswahl von Publikum geweſen ſein, mag mancher Leſer jetzt denken, wenn er ſich die Atmoſphäre in einem ſo beſchränkten Raume vergegenwärtiget. Ja gewiß war es ein ausgewähltes Publikum, wenn auch kein verwöhntes. Da ſah man geiſtliche und weltliche Standesperſonen, Mitglieder der hohen Regierung und des ehrwürdigen Stifts, auch viele vornehme Frauenzimmer, von denen wir aber nicht beſonders Notiz nahmen. Billets, obſchon ſie mit 30 Schilling bezahlt wurden, konnte Niemand leicht erlangen, der nicht mit den Leitern der Sache oder den Spielenden verwandt oder ſonſt nahe befreundet war. Freiplätze erhielten neben ſolchen Perſonen, welche zur Sache mitgewirkt hatten, auch die Waiſenhauskinder.

Das Orcheſter beſtand ebenfalls aus einer Knabengeſellſchaft, welche der Muſiklehrer Hr. Zeugheer in den Winterabenden mit uneigennützigem Eifer unterrichtete. Im Sommer bildete dieſelbe den Kern der damaligen Kadettenmuſik. Dieſes Orcheſter paßte vollkommen zu dem übrigen Knabenſpiel, die Tonmaſſe war dem Raume des Saales entſprechend und wurde von dem Geplauder des Publikums nicht mehr oder minder gedämpft als in einem großen Theater.

Die Dekorationen waren von Maler Brechbühl, und das alte Rathhaus in Zürich im ersten Akt fand allgemeinen Beifall. Jedermann hatte die Ueberzeugung, es sei „kanntlich“ gemalt. Die Trachten der Spielenden waren der Natur des Schauspiels zufolge meist kriegerische, Helme und Panzer von Pappdeckel für die Ritter, für die Schweizer bloße Brustſtücke, runde Hütchen oder auch Helme. Ein gebrechlicher, mit Papparbeit sich beschäftigender Mann, Hr. Nüscheler, verfertigte diese Rüstungen. Für die Beinkleider behalf man sich derjenigen der Gegenwart. Eine in vielen Häusern als Frau „Rägel“ bekannte Näherin stand hinter den Koulissen mit Nadel und Zwirn bewaffnet, um nöthige Ausbesserungen zu besorgen. Diese sowohl als einen alten Diener, der mit der Lichtputze operierte, und unsere Vorsteher selbst, wie sie das Spiel leiteten und mitunter die Disciplin handhabten, konnten diejenigen Zuschauer, deren Plätze nicht gerade in der Mitte des Saales waren, mit Muße betrachten, und umgekehrt war es den hinter den Koulissen stehenden eine Kurzweil, einen Theil der Zuschauer zu mustern.

Auch der Souffleur fehlte nicht. Er machte aber nicht den infamen Lärm, wie es wohl auf großen Theatern geschieht, sondern folgte aufmerksam dem Spiel und half nur nach, wo es nothwendig war. Auch bliesen wir uns selbst ein. Einmal saß der kleine Doktor Köchlin in dem engen Loche und da hatten die Spielenden Mühe, des Lachens sich zu erwehren.

In Summa, es gieng alles vortrefflich von Statten,

und wenn auch das Publikum da, wo es hätte weinen sollen, eher zum Lachen geneigt war, so endigte doch das Ganze mit allgemeiner Zufriedenheit. Am meisten sprach die ältern Leute das Lied an: „Was funkeln die Helme u. s. f.", welches nun nach einer von Liste componirten Weise, auf die er selbst uns eingeübt hatte, gesungen ward.

Im Nachspiel wird der Sohn eines Beamten, der mit seinem Freunde die Schulkameraden im Dorfe in den Waffen übte, von dem Vater am Geburtstage mit der Uniformierung des kleinen Corps überrascht. Vom Verfasser sind in diesem Stück verschiedene Ansichten über das Erziehungswesen ausgesprochen, welche sich wenigstens theilweise seitdem Geltung verschafft haben und welche auch jetzt noch Anerkennung verdienen.

Wer die Kosten bestritt, darnach fragten wir nicht; und wenn etwa bei einem Rechner eine solche Frage laut wurde mit dem Bedenken, daß das Geld für die Billets nicht ausreiche, so kam man auf die geheimnißvolle Macht, unter deren Schutz wir standen, die moralische Gesellschaft zurück. Die müsse einen großen Fond haben, da ihr das Platanengütli gehöre.

Im folgenden Sommer machte die Knabengesellschaft eine kleine Bergreise nach Engelberg, von welcher wir höchst vergnügt zurückkehrten. Auf der Ueberfahrt von Winkel nach Stansstad, für die wir in zwei Kähne vertheilt waren, drohte den Einen große Gefahr. Ein Windstoß riß auf der einen Seite des Kahns die Decke los, und wie der Kahn nach der andern Seite hieng, warf sich die er-

schrockene Schiffsgesellschaft eben dahin; da fuhr Pfarrer Meyer rasch dazwischen, stellte das Gleichgewicht her und rief: „Ein Messer, haut die Schnur ab.“ Worauf Caspar Schultheß sein Taschenmesser hervorzog, die Decke schnell ablöste und so das Umschlagen des Kahns verhütete. Man begegnete uns allenthalben sehr freundlich. Als wir auf der Rückkehr bei einbrechender Dämmerung ein Schweizerlied singend in Stanz an der Mezg vorüberzogen und ein Hund Laut gab, versetzte ihm ein Mezger einen Streich auf die Schnauze, und beim Nachtessen erzählte der Wirth, unser Gesang habe „der Burgerschaft“ viel Freude gemacht.

Bereits war ein zweites Knaben-Schauspiel von Hrn. Hottinger erschienen: Rüdger Maneß, und wir begannen einen Akt desselben einzuüben. Allein dieses Stück wollte uns nicht recht einleuchten, weil keine Schlacht darin vorkommt und uns das Ganze wegen Bürgermeister Bruns Verrath nicht ansprach. Wir sehnten uns nach dem Karl von Burgund, wo geschossen und gedonnert wird, und konnten es nicht begreifen, als man uns erwiderte, er sei für uns zu schwer. Dagegen entgegneten wir, es bringe für diesen und jenen eher weniger auswendig zu lernen als beim Winkelried. Unsere guten Vorsteher lächelten über der heiligen Einfalt, die sich in dieser Aeußerung kundgab, und sagten freundlich zu.

Karl von Burgund,

ein Schauſpiel.

(von dem Profeſſor und Chorherrn Joh. Jakob Hottinger.)

Perſonen:

Karl, Herzog von Burgund	Heinrich Ulrich.
Graf Campobaſſo, des Herzogs Günſtling	Caſpar Schultheß.
Contay, Feldherr der Burgunder	David Schultheß.
Graf Romont von Savoyen	Heinrich Blaß.
Grimaldo, ein Edelknabe	Jakob Meyer.
Glorieux, Hofnarr	Wilhelm Meyer.
Niklaus von Scharnachthal, Schultheiß von Bern	Conrad Wyß älter.
Hans von Hallwyl	Caſpar Hirzel.
Adrian von Bubenberg	Conrad Wyß jünger.
Hans, Peter } Maurerjungen	Hans Ziegler. Ferdinand Meyer.
Cifron, ein provencaliſcher Edelmann	Johannes Peſtalutz.

Herzog Renat von Lothringen.
Ritter Johannes Waldmann.
u. ſ. f.

Wir haben keinen vollſtändigen Zedel vor uns, ſondern die Namen aus Erinnerungen und Erkundigungen zuſammengetragen. Ein Nachſpiel, „die Heimkehr," deſſen Schauplatz der Platz vor dem Rathhauſe in Zürich iſt, beſchreibt die Freuden, welche den heimkehrenden Sieger erwarten.

Dieſe Aufführung war ſchon etwas vornehmer als die vorjährige, es wurde etwas mehr auf die Kleidung verwendet, wenn ſie auch bei weitem nicht ſo glänzend ausfiel als ſie in den Zeichnungen angegeben iſt, welche man ſich zum Muſter nahm und von welchen einige dem Leſer hier vorgeführt werden. Es ſind dieſelben ſchon in den 90er Jahren von Martin Uſteri für die Aufführungen der damaligen Knabengeſellſchaft verfertigt worden. Herzog Karl von Burgund iſt in dem Augenblicke dargeſtellt, wo er ſeinem Höfling Campobaſſo, welcher ihn für den Verdruß über die Niederlage von Grandſon mit der Ausſicht auf die Gelegenheit zur Rache zu tröſten ſucht, erwiedert: „O eine ſchreckliche Rache! In Strömen von Blut will ich den Flecken auswaſchen, den ſie (die Schweizer) meinem Kriegsruhme angehängt haben.“ Contay, der alte Feldherr Karl's, unwillig über die Prahlereien Campobaſſo's, und beſorgt wegen des Herzogs großer Zuverſicht, welcher auf ſeine Warnungen hin die Frage an ihn richtet: ob er ſich fürchte, erklärt dieſem: an der Spitze der Schweizer würde er ſich getrauen, die große Armee der Burgunder zu allen böſen Geiſtern zu jagen; „und das weiß ich,“ fügt er hinzu, „daß ich als Feldherr der Burgunder, es komme, wie es wolle, meine weißen Haare nicht ſchänden werde.“ Grimaldo, der Edelknabe, ſpielt mit des Herzogs Degen, und redet eine auf dem Tiſche ſtehende Flaſche, welche er ſich als einen Schweizer denkt, mit den Worten an: „Willſt du mein Unterthan ſein?“ — Die beiden Maurerjungen, welche am Thore der Stadt Mur-

ten eine Lücke in der Mauer ausbeſſern, ſingen das artige Liedchen: „Sag' an, was giebt in Schlachten Dem Krieger Löwenmuth?“ Die einfache anſprechende Sangweiſe war, wenn wir nicht irren, von Nägeli. Dieſes war die Lieblingsſcene des Publikums, und mehr als das ganze Schauſpiel erfreute zu unſerm großen Erſtaunen die ältern Leute das bloße Abſingen eines Schweizerliedes, wozu wir Spielende ſämmtlich nach beendigter Vorſtellung noch auf die Bühne traten. Dasſelbe fängt man mit den Worten:

„Die Zeitung flog von Land zu Land,
Vor Murten liegt Burgund u. ſ. w.“

Auch dießmal gieng alles vortrefflich von Statten. Der Stier von Uri brüllte durch das Mittel einer großen Meerſchnecke in Tönen denjenigen des Feuerhorns ähnlich; der Schuß, mit welchem ein übermüthiger Unterhändler der Burgunder abgefertigt wird, hatte einen eigenthümlichen Knall. Um kein Schießpulver anwenden zu müſſen, half man ſich mit Zertreten einer aufgetriebenen Schweinsblaſe. Für den Donner genügte eine Kanonenkugel, welche zwei Herren ſich gegenſeitig zurollten.

Dieſe Aufführung am Bächtelitag 1813 fiel mit dem Beginnen eines Direktorialjahres für Zürich zuſammen. Zwei Tage zuvor hatte der Landammann der Schweiz ſeinen feierlichen Einzug gehalten. Dieſes Ereigniß feierten wir am Bächtelitag, nach beendigtem Schauſpiel und dem darauf folgenden Nachteſſen, mit einem Umzug durch die Straßen, wobei von jedem eine Papierlampe mit den Farben eines der 19 Cantone getragen und im Zuge diejenige

Reihenfolge beobachtet wurde, welche man an der Eröffnungsfeier der eidgenössischen Tagsatzung zu sehen gewohnt war.

Die Bergreise im folgenden Sommer gieng durch Obwalden über den Brünig, die Scheidegg, die Wengernalp nach Thun und durchs Entlibuch über Luzern wieder zurück. Nebst den beiden Herren Meyer und Herrn Hottinger begleiteten uns die Herren Doktor Schinz, Leonhard Pestalozzi und Martin Usteri (vom Neuenhof), auch hatte sich ein Deutscher Gelehrter schon in Zürich an die Gesellschaft angeschlossen, Hofrath Kuhn von Dessau, ein freundlicher Mann. Wir waren vom Wetter begünstigt. Den Eiger, die Jungfrau u. s. w. sahen wir in ihrer vollen Pracht.

Da es damals bei jungen Leuten nicht schicklich war, ältere Personen nach den Taufnamen zu unterscheiden und Hrn. Pfarrer Meyer's Bruder keinen besondern Titel hatte, so wußten wir ihn nicht anders zu bezeichnen als mit „der andere Herr Meyer." Auf einer der Reisen hatten wir nun entdeckt, daß er beim Eintragen seines Namens in die Wirthshausbücher demselben die Bezeichnung nachsetzte: „Negt." Das veranlaßte uns, ihn unter uns halb scherzweise mit „Herr Meyer Negociant" zu bezeichnen, eine damals in Zürich ganz fremde Art der Betitlung. Wie nun diese einmal einem von uns in Gegenwart der Vorsteher entwischte und man uns solches verweisen wollte, sagte er lachend: „Ach, laßt ihnen doch die Freude" und so wurde nun bei uns allen diese Bezeichnung die offizielle.

In Luzern lasen wir in der Bürkli'schen Zeitung die Nachricht von der Schlacht bei Vittoria, und als einige von uns unsere Freude aussprachen über den Sieg der Engländer, sagte uns Hr. Meyer Negociant: „Wenn die Engländer wieder einmal auf dem Continent zugelassen werden, dann hat die Freude mit den Schweizerreischen ein Ende. Die Engländer werden alles vertheuern, und mit ihrem Geldstolz und Hochmuth es bescheidenen Leuten unmöglich machen, neben ihnen Platz zu finden." Denn damals fanden wir in allen Wirthshäusern artige Gesellschaft, alles aß mit einander an der Wirthstafel, niemand scheute sich seinen ehrlichen Namen anzugeben, sondern jeder sagte weß Landes er sei und wie es ihm bei uns gefalle.

Bald nach dieser Reise oder schon früher, gerieth eines Abends unsere Gesellschaft in große Aufregung, als uns Herr Hottinger von seiner neuen Jugendschrift: „Die Knabengesellschaft" in Kenntniß setzte und uns auch ein Stück daraus vorlas. Da in dem uns mitgetheilten Bruchstücke unser Thun und Treiben zum Theil nach wirklich Erlebtem geschildert war, so besorgte mancher, es dürfte ihm dieses oder jenes ausgebracht werden, allein nachdem unter uns selbst die lebhaftesten Widersprüche sich erhoben hatten, welcher von uns unter dem Philipp, Ludwig, August u. s. f. gemeint sei, so ertheilten wir dem Buche auch in unserm Innern unbedenklich das Imprimatur, und alle lasen es später mit Vergnügen.

Im Herbst 1813, als der Krieg sich gegen unsere Gren-

zen zu bewegen ſchien, forſchten wir unſere Vorſteher über ihre politiſche Geſinnung und ihre Erwartungen aus. Wir Jungen alle hielten es mit den Koſaken und Preußen gegen Napoleon und die Franzoſen, nahmen aber die Schweizeriſche Neutralität als etwas ſelbſtverſtändliches an. Mit unſerer Anſchauung harmonierte zunächſt diejenige des Hrn. Hottinger, welcher für den Aufſchwung der Völker begeiſtert war, aber auch einſah, daß, wenn in der Schweiz die Eintracht und damit auch die Unabhängigkeit geſichert bleiben ſoll, wir uns aller fremden Händel enthalten müſſen. Zugleich aber bedeutete er uns, daß es nicht genüge, die Neutralität zu erklären, ſondern es handle ſich auch darum, ſie zu behaupten und ſich dafür nöthigenfalls zu ſchlagen ſelbſt gegen die größte Uebermacht. Herrn Pfarrer Meyers Anſicht wich von derjenigen Herrn Hottingers nur in ſoweit ab, daß er für die Welt auch von den verbündeten Monarchen keine beſſern Zuſtände als die damaligen erwartete. Dem Papſtthum und allem geiſtlichen Zelotenweſen von Herzen abhold, beſorgte er deſſen Wiederaufkommen mit dem Sturze der Napoleoniſchen Weltherrſchaft. Mögen ſich alſo die großen Herren draußen unter einander ſchlagen, wie die Mähren im Stall, ſo könne uns das gleichgültig ſein. Wir beſetzen die Grenze, aber, fügte er leiſer hinzu, wenn unſere Helden wieder ſo nach Hauſe ſpringen, wie ſie es 1799 gethan, ſo wird bei der Grenzbeſetzung nicht viel herauskommen. Herr Meyer Negociant war als Anhänger Napoleons natürlich ganz für die Neutralität, er ließ der Tapferkeit der Preußen und ihrer Vater-

landsliebe alle Gerechtigkeit widerfahren, glaubte aber, die großen Herren werden eben wieder, wie früher, ein jeder nur für ſich ſorgen und dann „der Kleine“ doch wieder Meiſter werden. Alle drei genannten Vorſteher aber äußerten ſich mit richtigem Takt nur dann über dieſe Angelegenheiten, wenn wir ſie darüber fragten, und ſobald einzelne von uns ihre eigene Weisheit auftiſchen wollten, ſo wurden ſie gebührend abgetrümpft und dem Geſpräche eine andere Wendung gegeben.

Für den Bächtelitag von 1814 war die Aufführung von Hottingers „Heldenſinn und Heldenſtärke“ (die Schlacht bei St. Jakob an der Birs) beſtimmt. Den Knabenſchuhen waren wir nun bereits ſoweit entwachſen, daß wir die Bedeutung dieſes Stücks in jener Zeit erkannten, allein ſchon zu Anfang Dezembers 1813 hieß es, die Aufführung werde jedenfalls nicht eher ſtattfinden, als nachdem unſere an der Grenze ſtehenden Truppen ehrenvoll ihre Aufgabe gelöst haben. Man hielt es für möglich, daß gerade bei St. Jakob an der Birs die Schweizer Gelegenheit finden dürften zu zeigen, ob ſie noch der Väter Heldenſinn beſeele. Die Sache kam aber anders, und anſtatt in der Weihnachtswoche auf der Bühne die Oeſterreicher zu bekämpfen, ſahen wir ſie feſten Trittes durch unſere Thore einziehen. Die darauf folgenden innern Zerwürfniſſe im Vaterlande ließen uns vollends empfinden, daß es jetzt nicht an der Zeit ſei, ſich mit dem Schweizerthum zu brüſten.

Die ältere Klaſſe der Geſellſchaft nahm nun überhaupt

einen andern Charakter an. Wir waren jetzt eben keine Knaben mehr. Einigen von uns fiel diese Veränderung, welche sich in der Gesellschaft dadurch ankündigte, daß uns unsere Vorsteher nicht mehr mit Du anredeten, schwer auf's Herz, andere nahmen diesen Ueberschritt günstiger auf. Natürlich änderte sich nun auch die Art der Unterhaltung. Wir selbst wurden nun eingeladen zu derselben mittelst kleiner historischer oder belletristischer Aufsätze beizutragen. Noch besuchten wir im Sommer das Platanengütchen und vergnügten uns bei einem Glase Wein mit Kegelschieben u. dgl.

Am Sechseläuten und Knabenschießen theilten wir noch die Freuden der Jüngern, indem einige von uns eine kleine Kanone bedienten. Wir waren von einem Artillerieoffizier (dem spätern Oberst Reinacher) seit längerer Zeit darauf eingeübt worden. Es war der erste Versuch eines Artillerie-Cadettencorps.

Im Winter von 1814—15, als in der Schweiz allgemeine Zwietracht herrschte, dachte Niemand daran Komödie zu spielen. Erst im Spätsommer 1815, als unsere Gesellschaft in heiterer Stimmung bei einem kleinen Abendessen im Platanengütli versammelt war und frohe Lieder sang, meinten einige, jetzt, da in der Schweiz wieder Ruhe sei und sie sich auch wacker im Felde gezeigt habe, namentlich bei der Belagerung von Hüningen, dürften wir es wohl wagen, das Schauspiel: Heldensinn und Heldenstärke aufzuführen, und auf einmal erhob sich ein Jubel: „Am Bächtelitag wollen wir noch einmal spielen!" Einige

der Vorſteher ſchüttelten die Köpfe, aber ſie willigten endlich ein.

Es war dieſes die letzte Aufführung und ſie trug einen ziemlich veränderten Charakter gegen den frühern. Statt Knaben waren es „junge Herren“ oder „Studenten,“ welche jetzt ſpielten. Auch das Publikum war ein Anderes: die ehrwürdigen Chorherrn und andere alte Leute waren nicht mehr zu ſehen. Viele ältere Brüder, Schweſtern blieben weg: „Als ihr klein waret, hörte man ſie ſagen, machte uns euer Spiel Freude, jetzt ſeid ihr für dergleichen zu groß.“ Wir ſelbſt waren, die jüngern ausgenommen, in unſerm Spiel bei weitem nicht mehr ſo unbefangen, wie die frühern Male. Damals ſpielten wir für unſer Vergnügen, jetzt meinten wir für das Publikum zu ſpielen. Die Sache lief indeſſen noch ordentlich ab, aber es blieb die letzte Aufführung.

Bald nachher gieng die ältere Klaſſe der Geſellſchaft ein, auch von den Vorſtehern traten einige zurück. Nach einigen Jahren übernahmen jüngere Männer die Leitung der Knabengeſellſchaft, und ſo beſtand ſie noch bis in die Zwanziger Jahre hinein. Damals iſt ſie gänzlich erloſchen.

Nachdem wir dieſe Knabengeſellſchaften ſo geſchildert haben, wie wir ſie mit unſern damaligen Augen betrachteten, halten wir uns doch verpflichtet, mit einem Wort über deren Bedeutung zu ſchließen.

Das Einreißen Franzöſiſcher Unſitte in den höhern Ständen unſerer Vaterſtadt und das Erſterben vaterländiſchen

Sinnes über dem kaufmänniſchen Treiben in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hatte einige vaterländiſch geſinnte Männer, von denen wir voraus den Chorherr Dr. Rahn genannt finden, auf den Gedanken gebracht, der Jugend mittelſt geeigneter Unterhaltung in ihren Mußeſtunden eine beſſere Denkweiſe beizubringen. So ſtifteten ſie eine in mehrere Abtheilungen zerfallende Knabengeſellſchaft, welche ſich in ähnlicher Weiſe beluſtigte, wie es hier von der ſpätern erzählt worden iſt. Zu ihren Leitern gehörte vorzüglich der Pfarrer Rudolf Maurer und Hs. Conrad Eſcher (der nachmalige Linth-Eſcher). Die vaterländiſchen Schauſpiele Karl von Burgund, Wilhelm Tell, Hans von Landenberg, die Mordnacht von Luzern u. a. m., welche ſie im Schützenhauſe, ſpäterhin, wie man uns ſagt, im Pörtlerſchopf aufführten, ſollten ebenfalls zur Belebung vaterländiſchen Sinnes beitragen. Allein die Revolutions- und Kriegsjahre machten der Geſellſchaft ein Ende und im Pörtlerſchopf wurden nun von Franzöſiſchen Comödianten Vorſtellungen gegeben, unter nicht minderm Zulauf des Zürcheriſchen Publikums.

Nach dem Wiedereintritt ruhiger Zeiten erſchien die Herſtellung einer ſolchen Bildungsanſtalt für die männliche Jugend keineswegs überflüſſig. Die abhängige Stellung, in welcher die Schweiz zu Frankreich gerathen war, erſtickte bei vielen jungen Lenten jeden Sinn für Vaterland, Ehre und Freiheit. Bei einigen hatte die Krieges-zeit einen verderblichen Einfluß hinterlaſſen, andere wurden von den ängſtlichen Eltern, aus Beſorgniß für ihre

Sittlichkeit, vom Umgang mit den Altersgenossen zurückgehalten und dadurch ihre körperliche Entwicklung vernachlässigt. Die Idee, mit dem öffentlichen Schulunterricht Leibesübungen zu verbinden, fand keinen Eingang. Die Herstellung jener frühern Knabengesellschaft zeigte ein Mittel, einigen dieser Uebelstände im damaligen Erziehungswesen zu begegnen und eine achtungswürdige Gesellschaft (den Namen der „moralischen“ hatte sie sich, wenn wir nicht irren, nicht selbst gegeben) übernahm das Protektorat der neuen Schöpfung.

Ob die Aufgabe, welche sich die Stifter gestellt, in ihrem ganzen Umfang glücklich gelöset worden sei, darüber ein Urtheil zu fällen, wäre eine schwierige und jedenfalls unfruchtbare Arbeit. Zeiten und Verhältnisse haben seitdem eine so gewaltige Veränderung erlitten, daß von einer Nutzanwendung auf die Gegenwart kaum die Rede sein kann. „Gewiß,“ so schreibt einer unserer Jugendgenossen, „war die Knabengesellschaft ein ganz vortreffliches Institut, in welchem die Knaben nicht nur zu ungezwungener aber anständiger Fröhlichkeit angeleitet wurden, sondern auch mannigfache Belehrung und viele gute und bleibende Eindrücke empfiengen. Aber Alles hieng von den sie leitenden Persönlichkeiten ab, und zu meiner Zeit stand sie unter vorzüglicher Leitung. Vor allem sind Leutpriester Meyer mit seinem wohlwollenden, treuherzigen, lebhaften, mittheilsamen und wahrhaften Wesen, und der damals schon treffliche und jetzt so ehrwürdige Hottinger mit seinem auf das Ideale gerichteten und dafür die Jugend begeisternden

Sinn zu nennen, aber auch die Herren Meyer Negociant, Helfer (jetzt Chorherr) Heß, Schultheß beim grauen Wind (ſ. v. a. Windſpiel), Heidegger, Köchlin u. a. m. waren uns Knaben werthe Erſcheinungen. Die Schrift von Hottinger: Die Knabengeſellſchaft, Winterthur 1812, idealiſiert zwar etwas, wir Buben ſprachen kaum ſo klug, aber über Geiſt und Ton der Geſellſchaft kann ſie den beſten Aufſchluß geben. Manche Perſonen und Vorgänge ſind mit wenig Abänderungen treu nach dem Leben gezeichnet." — „Dieſe Geſellſchaft," ſchreibt er ferner, „gehört zu meinen erfreulichſten und liebſten Jugenderinnerungen", und wenn wohl die meiſten der noch lebenden Genoſſen dieſe Empfindung mit ihm theilen, ſo haben Stifter und Leiter doch Eines Lohnes ſich zu erfreuen: der treuen Anhänglichkeit ihrer Zöglinge bis zum ſpäteſten Lebensabend und, ſo Gott will, noch hinaus über das Grab.